

Leseprobe aus:

Emmanuèle Bernheim  
Alles ist gut gegangen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf  
[www.hanser-literaturverlage.de](http://www.hanser-literaturverlage.de)

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2014

 HANSER BERLIN





Emmanuèle Bernheim

# Alles ist gutgegangen

Aus dem Französischen  
von Angela Sanmann

Hanser Berlin

Die französische Originalausgabe erschien 2013  
unter dem Titel *Tout s'est bien passé* bei Éditions Gallimard in Paris.

Die vorliegende Übersetzung wurde durch ein Stipendium  
des Deutschen Übersetzungsfonds e.V. gefördert.

I 2 3 4 5 I8 I7 I6 I5 I4

ISBN 978-3-446-24499-3

© Éditions Gallimard 2013

Alle Rechte der deutschen Ausgabe

© Hanser Berlin im Carl Hanser Verlag München 2014

Satz: Greiner & Reichel, Köln

Druck und Bindung: CPI – Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany



**MIX**  
Papier aus verantwortungsvollen Quellen  
**FSC® C006701**

*Für Pascale*



»Ich komme sofort!«

Ich klappe mein Handy zu. Schnell, ich ziehe mich an.  
Greife nach meiner Tasche.

Ich rufe den Aufzug. Weit weg, sicher im Erdgeschoss, das gedämpfte Quietschen der Metalltüren. Ich nehme die Treppe. Eine Etage, noch eine. Ich halte abrupt. So geht das nicht. Das Teppichmuster verschwimmt. Ich kann die Stufen nicht mehr erkennen, nichts als ein langes, fortlaufendes rotes Band. Ich werde noch fallen. Ich klammere mich ans Geländer. Um mich herum ist alles verschwommen.

Ich habe meine Kontaktlinsen vergessen.

Ich laufe wieder hoch.

Rechte Linse. Mein Finger zittert. Linke Linse. Ich zwinkere. So, ich kann sehen.

Der Aufzug ist da. Ich drücke mehrmals auf »Erdgeschoss«.  
Los, los.

Ich überquere die Straße, ohne auf Grün zu warten. Ich laufe zur Avenue. Am Taxistand steht eine Schlange.

Selbst mit einmal Umsteigen bin ich mit der Metro schneller.

Navigo-Karte, »Bing«, Drehkreuz, Schleuse.

Ich haste die Treppe hinunter.

Die Leuchtziffern zeigen vier Minuten Wartezeit an.

Vier Minuten.

Ich werde zu spät kommen, da bin ich sicher.



Ich muss Zeit gewinnen.

Befindet sich der Verbindungsgang zu den Anschlusszügen am Kopf oder am Ende des Zuges?

Ich gehe den Bahnsteig entlang, bleibe stehen, kehre um.

Unmöglich, mich zu erinnern, dabei kenne ich diese Linie in- und auswendig.

Vorn oder hinten?

In meinem Kopf dreht sich alles. Ich setze mich hin.

Immer mit der Ruhe. Atmen.

Tief einatmen, jetzt ausatmen, so lange wie möglich.

Noch einmal.

Es wird besser.

Ich kontrolliere mein Handy. Es ist aufgeladen und – drei Balken – hat Empfang. Warum ruft Pascale nicht zurück?

Ich hab's, ich erinnere mich: Der Gang zu den Anschlusszügen liegt am Kopfende des Zuges.

Aufgestanden.

Ich stelle mich an die Bahnsteigkante, auf Höhe des ersten Waggons.

Durch die Sohlen spüre ich, fast als wär' ich barfuß, die runden, harten Höcker des Sicherheitsstreifens für Blinde.

Wenn meine Schwester nicht zurückruft, heißt das wohl, dass kein Grund zur Sorge besteht.

Unser Vater wird einen Schwächeanfall oder einen starken Blutdruckabfall gehabt haben, weiter nichts.

Auf der Anzeigetafel wird aus der »01« die blinkende »00«, die Metro fährt ein.

Ich setze mich neben einen riesengroßen Mann.

Abfahrtssignal, die Türen schlagen zu.

Mein Nachbar fängt sofort an, einen großen Paris-Plan

auseinanderzufalten. Auf Englisch bittet er mich, ihm zu zeigen, wo wir sind.

Das beschichtete Papier, fest und glänzend, breitet sich über meine Knie.

Ich fahre mit dem Finger unsere Linie ab.

Sie durchzieht die Karte von unten nach oben wie eine lange rosa Spaghetti, von einem kleinen zu einem großen Friedhof, dessen winzige Kreuze aussehen wie ein Hahnentrittmuster.

*Thank you.*

Die Metro ist schneller geworden.

Ich schließe die Augen.

Ich hätte mich in Fahrtrichtung hinsetzen sollen.

Der Waggon schaukelt, wirft mich hin und her.

Etwas zieht sich in meinem Magen zusammen.

Ich bin sieben oder acht Jahre alt und sitze hinten im Wagen meines Vaters. Zum ersten Mal versuche ich eine Straßenkarte zu lesen, ganz stolz, dass er mich gebeten hat, ihn zu lotsen.

Ich bin klein und leicht, und die Rückbank der DS ist so weich, so gefedert, dass ich mich am Griff der Autotür festkrallen kann, wie ich will: Ich hüpfte auf und nieder wie auf einem Trampolin.

Gelb, rot, weiß fließen die Straßen ineinander.

»Also, nach links oder rechts?« Ich habe keine Ahnung. Mein Vater wird ungeduldig, fährt ruckartig. Mir ist schlecht. Er muss anhalten, schnell. Er bremst scharf, dreht sich um und reißt mir die Karte aus der Hand.

Während ich mich am Straßenrand übergebe, höre ich ihn vor sich hin trällern.

Ein leichtes Kratzen lässt mich die Augen öffnen.

Der Rand des Stadtplans, der Pariser Westen, streift meinen Schenkel.

Ich beobachte die Fläche des Bois de Bologne, und plötzlich kommt es mir vor, als wäre dieser große, grünlänzende Fleck mit seinen augenblauen Seen lebendig und atmete im gleichen Rhythmus wie ich.

Ich stehe auf, Pardon, und steige mit einem großen Schritt über Paris hinweg.

In meinem Mund sammelt sich Speichel. Ich halte mir die Hand vor die Lippen.

Ich muss raus hier.

An der nächsten Station werde ich aussteigen und ein Taxi nehmen, und falls ich keins bekomme, gehe ich zu Fuß weiter, aber ich muss raus hier, und zwar schnell.

Ich stelle mich an die Tür, so nah ans Fenster, dass die Scheibe auf Höhe meines Mundes kräftig beschlägt.

Die Bremsen quietschen, der Tunnel wird heller, die Station kommt näher.

Mit der Hand auf dem Türriegel werde ich die Erste sein, die aussteigt. Ein plötzlicher Ruck, und paff, knalle ich mit der Nase gegen die Glasscheibe.

Au.

Ich halte mich an der Haltestange neben der Tür fest und setze mich auf den Klappsitz.

Nasenlöcher, Knorpel, Knochen, ich betaste meine Nase. Sie schmerzt, ist aber bestimmt nicht gebrochen. Ich lehne mich gegen die kühle Innenwand des Waggons.

Die Metro hat angehalten. Fahrgäste steigen aus, andere steigen ein. Ich rühre mich nicht.

Die Übelkeit ist verschwunden.

Wir fahren weiter.

Dieses Mal sitze ich in Fahrtrichtung. Ein sanftes Schlingern.

Ich hole mein Handy raus. Nur noch zwei Balken Empfang, als wir in den Tunnel eintauchen.

Wenn irgendetwas passiert wäre, hätte Pascale mich angerufen.

Ich starre einen Moment lang auf die winzigen Striche, Punkte beinahe, und das Display schaltet auf Standby.

Dunkelheit.

Ein Schlag gegen das Knie lässt mich aufspringen. Ein Rollkoffer. Mehrere Stationen liegen hinter uns, und der Waggon hat sich gefüllt, ohne dass ich es bemerkt habe. Vielleicht bin ich eingeschlafen.

Ich stehe auf, der Sitz klappt hinter mir hoch.

Plötzlich kommt mir meine Nase glühend heiß vor. Wenn sie so heiß ist, muss sie auch rot sein. Und geschwollen.

Ich habe keinen Spiegel in der Tasche. Vorhin bin ich so schnell aufgebrochen, dass ich nichts mitgenommen habe.

Ich erkenne mich schemenhaft im Metall der Haltestange.

Der verchromte Zylinder wirft mir das Zerrbild eines riesigen Zinkens zurück.

Ich lächle.

Nach meinem ersten Fernsehauftritt hat mein Vater mich angerufen. Er gratulierte mir und meinte, falls ich mir jemals die Nase richten lassen wolle, würde er mir *gerne* die Operation bezahlen.

Ich biege als Erste in den Gang zu den Anschlusszügen ein. Ich rieche schon den Kaffeeduft von dem Getränkeautomaten, da hinten rechts. Ich renne fast. Heute Morgen hatte ich keine Zeit, etwas zu mir zu nehmen. Kleingeld habe ich bei mir.

Kaffee. Groß. Mit Zucker.

Er ist kochend heiß, ich trinke ihn später.

Die Metro kommt. Ich setze mich.

Ich schaue mich um. Sehe Männer in Shorts, Frauen mit nackten Armen und denke an meine eigenen, die in den langen Ärmeln eines schwarzen Wollpullovers stecken, den ich zufällig gegriffen und eilig übergestreift habe.

Sofort wird mir zu warm.

Und beim bloßen Anblick des dampfenden Kaffees wird mir noch wärmer.

Na los, ich trinke ihn in einem Zug aus.

Je mehr der Becher sich leert, desto stärker brennt mein ganzer Körper – Mund, Speiseröhre, Magen, bis zu den Beinen.

Ich schwitze auf das Kunstleder des Sitzes.

Unvermittelt steht die Frau neben mir auf.

Ist es wegen der Hitze, die ich verströme?

Das Handy liegt feucht und rutschig in meiner Hand.

Meine Schwester wird mich nicht anrufen, da bin ich mir sicher.

Es gibt Dinge, die sie mir niemals am Telefon verkünden, Worte, die sie niemals aussprechen würde, den Apparat am Ohr und die Lippen ins Leere gerichtet.

Sie wartet, bis ich da bin.

Ich werde sie im Gang der Notaufnahme auf mich zukommen sehen.

Sie wird nichts sagen müssen. Ich werde ihren leicht geneigten Kopf und ihr schwaches Lächeln sehen und verstehen.

Ich werde sie in den Arm nehmen, ihren schmalen, festen Körper an mich drücken, und wir werden zusammen weinen.

Ich stehe auf.

Der Tunnel weitet sich. Das Tageslicht überströmt alles.

Die Linie fährt jetzt oberirdisch.

Endlich an der Luft.

Eine sanfte Kurve, und die Metro rollt zwischen den rotgefärbten Bäumen dieser ersten Herbsttage hindurch.

Nur noch zwei Stationen.

Ich überquere den Boulevard, eine kleine Straße, eine weitere, noch einen Boulevard. Ich bin fast da.

Ich biege in die Rue du Faubourg Saint-Jacques.

Eine riesige graue, fast silberne Steinmauer voll wilden Weins und Efeus säumt den Bürgersteig auf einer Länge von fast dreihundert Metern. Die oberen Äste eines großen Baumes überragen sie, von dort kommt das Lärmen kleiner Vögel.

Ein leichter Wind ist aufgekommen.

Die Luft dringt durch die Maschen meines Pullovers und streichelt meine Haut.

Unwillkürlich schließe ich die Augen.

Ich lehne mich an die warme Mauer.

Meine Finger spreizen sich auf der rauen, staubigen Stein-  
oberfläche.

So verharren. Sich nicht mehr regen.

In der Ferne höre ich eine Sirene. Sie kommt näher.

Das Geräusch schwillt an. Schwillt an bis zum Lärm, als ein  
Rettungswagen direkt an mir vorbeifährt.

Das Gepiepse hat aufgehört.

Los. Gib dir einen Ruck.

Pascale sitzt im Wartezimmer, schreibt eine SMS auf ihrem  
Handy.

Ich umarme sie. Sie riecht gut.

Die Krankenpflegerin meiner Mutter hatte sie benachrichtigt. Nach dem Aufwachen konnte unser Vater nicht aufstehen. Seine rechte Körperseite war wie tot. Und er konnte kaum sprechen.

Pascale hat sich sofort ins Auto gesetzt und dabei den Rettungsdienst angerufen. Der ist dann ziemlich schnell gekommen und hat meinen Vater gleich hergebracht. Sie ist hinterhergefahren.

So war's.

Mehr weiß sie im Moment nicht.

Jetzt heißt es warten.

Ein alter Mann schläft, quer ausgestreckt auf einer Sitzreihe.

Manchmal flackert das Neonlicht leicht.

Es gibt nichts zu lesen, nur einige alte Ausgaben eines Seniorenmagazins. Wir könnten uns am Krankenhauseingang Zeitungen besorgen, aber nein, Pascale und ich, beide rühren wir uns nicht.

Wir warten, die Augen auf die breiten, undurchsichtigen Plastikstreifen der Türschleuse geheftet. Ab und zu öffnen sie sich für einen Arzt, eine Krankenschwester oder Krankenträger.

Die Fliesen sind grau und beige.

Es dauert.

Meine Schwester trägt eine leichte Bluse, die ihren Hals freilässt. Ich könnte mein Gesicht dort vergraben und so verharren, um ihren Duft einzuatmen. Endlich, man holt uns ab.

Allein in einem großen, beinahe leeren Zimmer und an unzählige Geräte angeschlossen, wirkt mein Vater winzig.

Als er uns sieht, versucht er sich aufzurichten. Sein linker Arm reckt sich nach den Metallstreben des Bettes.

Seine Haut unter den Elektroden ist gebräunt. Vor ein paar Tagen ist er aus Ischia zurückgekommen.

Er schlottert.

Pascale holt eine Decke.

Von beiden Seiten des Bettes decken wir ihn zu.

Er sagt immer wieder, er verstehe nicht, was los sei.

Er spricht mühsam. Bei jedem »P«, das er formt, bildet sich ein Speichelbläschen und zerplatzt auf den Lippen.

»Und das hier.« Mit der linken Hand, an der die Infusionsnadel hängt, hebt er den rechten Arm hoch und lässt ihn wieder fallen.

Er bedeutet uns zu gehen.

Bist du sicher, dass wir nicht bleiben sollen?

Das bringt doch nichts.



Er schließt die Augen.

Seine leblose rechte Hand ist mit dem Handteller nach oben liegen geblieben. Eine Schildkröte auf dem Rücken.

Bevor ich hinausgehe, drehe ich sie herum.

Kein Arzt ist zu sprechen. Eine Krankenschwester meint, es sei wohl ein Schlaganfall. Wir würden später mehr erfahren. Am frühen Nachmittag wird er in die neurologische Abteilung des Sainte-Anne-Krankenhauses verlegt.

Pascale fährt als Erste hin. Ich komme später.

Er ist wütend. Er hat ein Doppelzimmer und im anderen Bett liegt ein *Greis*. Obendrein hat er nichts zu essen bekommen und stirbt vor Hunger.

Ich mache ihn darauf aufmerksam, dass sein Sprechen besser geworden sei.

Er schweigt.

Ich hole dir ein Stück Kuchen.

Nein. Was Salziges.

Ich nehme ein Sandwich mit Räucherlachs, Frischkäse und Schnittlauch auf ziemlich dunklem, saftigem Brot.

Ich lege es meinem Vater in die linke Hand, ich muss seine kraftlosen Finger um das weiche Brot schließen.

Er beißt sofort mitten hinein, da, wo der Belag besonders dick ist.

Schmeckt sehr gut.

Die Herbstsonne scheint ins Zimmer. Aus dem Garten von Sainte-Anne dringt das Geschrei spielender Kinder herauf.

Ich hatte vergessen, dass Samstag ist.

Mit halb geschlossenen Augen kaut mein Vater immer langsamer, dann fällt seine Hand wieder runter.

Ich wische ihm den Mund ab und lege das Sandwich auf den Nachttisch.

Er ist eingeschlafen.

Er schläft noch immer, als man ihn in die Radiologie bringen will. Die Krankenträger lassen ihn schlafen. Sie rollen sein Bett aus dem Zimmer hinaus und schieben es zum Aufzug.

Bing. Die Türen gehen zu. Mein Vater verschwindet.

Ich bleibe einen Moment lang reglos auf dem Treppensatz stehen.

Vor etwa zehn Jahren, als er gerade für eine dreifache Bypass-Operation runter in den OP-Bereich gebracht wurde, hatte ich seinen Blick aufgefangen, der auf einem Pflegehelfer lag. Er sah, dass ich es gesehen hatte, und beide brachen wir in Gelächter aus. Noch als er jenseits der Flügeltür zur Chirurgie war, konnte ich ihn lachen hören.

Die Untersuchungen werden lange dauern; es ist sinnlos, hier zu bleiben und zu warten, die Krankenschwestern werden Pascale oder mir Bescheid geben.

Ich wickele den Sandwich-Rest wieder in die Frischhaltefolie und lasse ihn in meine Tasche gleiten. Ich werde ihn später wegwerfen. Draußen. Der alte Mann vom Nachbarbett kommt aus dem Badezimmer. Ich helfe ihm, sich wie-

der hinzulegen. Er streift seine Pantoffeln ab. Seine Füße sind blasslila.

Er erholt sich von einem Schlaganfall. Er spricht ganz normal und kann sich uneingeschränkt bewegen. Er fühlt sich nur noch sehr schwach.

Wenn dieser Mann mit der marmorierten Haut sich davon erholt hat, dann müsste mein Vater sich auch erholen.

Er hat sich übrigens immer von allem erholt: von einer Infektion mit einem Krankenhauskeim, die ihn nach seiner dreifachen Bypass-OP für Wochen auf die Intensivstation brachte, von der Entfernung seiner Milz, einer Rippenfellentzündung, einer Lungenembolie und sogar von dem Angriff mit einem Revolverkolben, der ihn zu Boden streckte und ihn eine Nacht lang mit zertrümmertem Schädel auf menschenleerer Straße zurückließ.

Jedes Mal, wenn er so eben wiederhergestellt war, fuhr er weit weg, so weit wie nur irgend möglich, hätte man meinen können.

Und dann, zehn, vierzehn Tage, manchmal drei Wochen später, kam er von seiner Reise zurück, mit rundem Gesicht und in Hochform.

Vorhin im Sonnenlicht dieses schönen Nachmittags hat der gelbe Stoff des Krankenhaushemdes seine gebräunte Haut betont.

Auch dieses Mal noch wird er sich erholen, da bin ich mir sicher.

An der Bushaltestelle krame ich in meiner Tasche nach der Navigo-Karte. Ich fühle das glatte, weiche Sandwich unter

den Fingern. Ich könnte es hier entsorgen, im hellgrünen Müllsack der Stadt Paris, ich müsste nur den Arm ausstrecken. Aber ich rühre mich nicht.

Zu Hause angekommen, räume ich es in den Kühlschrank.

Spätabends ruft Pascale an. Sie hat gerade mit dem Assistenzarzt der Station gesprochen. Bei den Untersuchungen hat man einen Hirnschlag und Aneurysmen an der Halsschlagader festgestellt.

Was bedeutet das? Lässt sich das behandeln?

Man muss die Entwicklung abwarten. Morgen wissen wir mehr.

Bis dahin versuch zu schlafen.

Du auch.

Ischämie, Aphasie, Ataxie, Dysarthrie, Hemiparese, Hemiplegie rechts, linker Hirnlappen, ich verliere mich darin, die Wörter schwimmen. Ich schalte den Computer aus. Meine Augen brennen, sie sind so trocken, dass das kleinste Blinzeln weh tut.

Ich gehe ins Badezimmer.

Es ist vier Uhr morgens. Ich trage die Kontaktlinsen seit fast zwanzig Stunden. Das ist viel zu lange.

Ich versuche sie herauszunehmen, bekomme sie aber nicht einmal zu fassen, so kleben sie an der ausgetrockneten Hornhaut.

Ich kann das so nicht lassen.

Ich durchforste den Badezimmerschrank nach Augentropfen oder einer physiologischen Lösung.

Endlich finde ich ein winziges Fläschchen.

Ich lege den Kopf in den Nacken und träufle ein, zwei, drei, vier, fünf künstliche Tränen an den Rand der Augenlider.

Er hat schlecht geschlafen. Er hat nicht gewusst, wo er war. Er hat große Angst bekommen. Er meint, er habe geschrien.

Der alte Mann mit den blasslilafarbenen Füßen beruhigt mich: Ein- oder zweimal hat er meinen Vater vor sich hin murmeln hören, das ist alles.

Die Nachtschwestern haben nichts Außergewöhnliches gemeldet.

Der Oberarzt empfängt Pascale und mich in einem winzigen Büro. Er ist sehr jung und sehr dünn. Wir setzen uns auf Klappstühle.

Er öffnet eine graue Akte und blättert darin. Ich erkenne eine lange Graphik mit großen Ausschlägen, bestimmt das Elektrokardiogramm meines Vaters. Und die bläulichen, auf appetiertem Papier abgezogenen Röntgenaufnahmen seines Gehirns.

Der junge Mann seufzt.

Bei der Visite heute Morgen wurde festgestellt, dass sich die motorische Beeinträchtigung der rechten Körperhälfte verschlimmert hat.

Im Übrigen ist der untere Bereich der für die Motorik zuständigen Hirnrinde des Frontallappens geschädigt.

Was bedeutet das?